

Superintendent Christian Behr

*Vortrag im Landeskirchenamt der Nordkirche, Außenstelle Schwerin,
6.2.2019, im Rahmen des Wahlverfahrens für einen Bischof im Sprengel
Mecklenburg und Pommern der Nordkirche*

Es gilt das gesprochene Wort!

***Evangelische Kirche mit christlichem Bekenntnis
und gesellschaftlicher Verantwortung***

Vorwort

1. Von der Kirche

- Biblische Splitter
- Reformatorische Veränderungen
- Heutige Beschreibung

2. Bekenntnis damals und heute

- Biblische Anklänge
- Geschichtliche Entwicklungen
- Heutige Formen

3. Gesellschaftliche Verantwortung

- Jesuswort
- Historische Grundlagen

Sperrfrist: Mittwoch, 6. Februar 2019, 20 Uhr

- Gegenwärtige Ausformungen
 - Evangelische Bildung und Friedensethik
 - Kirche im öffentlichen Raum / Diakonie
 - Kirche im gesellschaftlichen Diskurs

Nachwort

***Evangelische Kirche mit christlichem Bekenntnis
und gesellschaftlicher Verantwortung***

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Anwesende,

ich danke herzlich für die Einladung. Es war gar nicht so leicht, die Aufgabe zu erfüllen. Ein selbst gewähltes Thema an ein unbekanntes Publikum zu bringen, welches wahrscheinlich nur einen Bischofskandidaten erleben will. Und an seinen Erfahrungen aus einer Kirche und seinen Visionen für eine Kirche interessiert ist – und da wohl speziell eine Kirche in Mecklenburg-Vorpommern oder die ganze Nordkirche.

Nun kenne ich den Osten Deutschlands seit meiner Geburt; ich kenne M-V von vielen Urlauben; ich kenne es aus den Erzählungen meiner Frau über ihre Vorfahren und von einigen Besuchen bei meiner Tochter und ihrer Familie in diesem schönen Bundesland. Aber – ein Spezialist bin ich wohl eher für die Entwicklungen in der sächsischen Landeskirche. Dauernde Strukturveränderungen, zurückgehende Gemeindegliederzahlen – und trotzdem ein reiches Glaubensleben. Erfahrungen, die uns verbinden und doch etwas anders sind als hier. Veränderungen, die in Sachsen später einsetzen, als sie hier zu spüren sind – z.B. die Auswirkungen der Säkularisierung auf das kirchliche und auch auf das öffentliche Leben. Deshalb mein Thema:

***Evangelische Kirche mit christlichem Bekenntnis
und gesellschaftlicher Verantwortung***

„Früher war alles besser...“ So hören wir es allenthalben – und so hören wir es auch in unserer Kirche. Natürlich wissen wir bei gründlicherem Nachdenken, dass das so nicht stimmt. Aber tief im Inneren werden viele Menschen doch solchen Gefühlen nachhängen, nachträumen, hoffen, dass alles so bleibt, wie es ist, oder war.

„Früher war alles besser..., denn die Menschen waren in der Kirche, gingen in die Kirche und bekannten sich zum Glauben.“

Drei historische Gedankensplitter dazu:

Um 1880 schrieb der Pfarrer zu Steinsdorf bei Greiz, der von den Gebühren der Kasualien lebte: „Gestorben ist keins, geheiratet hat keins, getauft ist eins und das war meins.“ Er wurde wegen zunehmender Verarmung und drohenden Hungers vom damaligen Landesfürsten versetzt.

In Berlin herrschte im 19. Jahrhundert auch schon die Klage wegen abnehmenden Gottesdienstbesuchs und leerer Kirchen. Nur bei Schleiermachers Predigten war die Kirche voll, was bestimmt an seiner tollen Theologie und Ausstrahlung als Prediger lag. Als er aber selbst gefragt wurde, wie er sich den großen Zulauf erkläre, gab er folgende Antwort: *„Es sind vor allem Studenten, junge Damen und Offiziere, die zu mir kommen. Die Studenten kommen, weil ich zur Prüfungskommission gehöre; die Damen kommen wegen der Studenten und die Offiziere wegen der Damen.“*

In den 1920er Jahren des vergangenen Jahrhunderts musste der Pfarrer der Lukaskirche in Dresden mit einer riesigen Gemeinde tagsüber in einer Bank arbeiten gehen, da ihn die Gemeinde nicht mehr bezahlen konnte. Alle Reserven waren in der Weltwirtschaftskrise verschwunden. Am Abend und

an den Wochenenden versorgte er dann die große Gemeinde und hat über diese Zeit eine tief berührende Abhandlung verfasst.

Es war nicht immer alles besser; und wenn es besser war, hatte es vielleicht andere Gründe, als wir es meinen.

Ich habe meine Gedanken in drei Abschnitte gegliedert, die schon im Titel zu erkennen sind:

1. Von der Kirche
2. Bekenntnis damals und heute
3. Gesellschaftliche Verantwortung

1. Von der Kirche
 - Biblische Splitter

In der Apostelgeschichte lesen wir: *„Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. ... Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam, Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern...“*

Sie kennen die Geschichte und wissen, dass es sich hier um eine Idealvorstellung von einer christlichen Gemeinde handelt. Wir wissen auch, dass es leider wohl nie so war. Schon in den ersten Gemeinden gab es Streit, wie wir in vielen Paulusbriefen nachlesen können. Und manche Auseinandersetzung heute unter Gemeinden, zwischen Gemeinden und Kirchenleitung um Fragen der Ordnung und des Bekenntnisses könnte man

fast in Briefen des Neuen Testamentes nachlesen. Deshalb auch die Ordnungen für die Gemeinden, die wir in den Pastoralbriefen lesen können. Ordnungen, die die damaligen Gemeinden befrieden sollten. Die ethische Orientierung im gesellschaftlichen Umfeld geben sollten. Und die deshalb heute auch immer wieder einer historisch-kritischen Betrachtung bedürfen.

- Reformatorische und weitere Veränderungen

Während der konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert entwickelte sich die christliche Kirche zu einer Staatskirche, die schon von Kaiser Konstantin und dann noch viel stärker von Theodosius zur Einigung des Reiches genutzt wurde. Mit späteren Eroberungszügen war oft die Zwangstaufe der Unterlegenen verbunden, wie bei Sachsen und Slawen und auch in der Kiewer Rus. In den Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum ging es immer mehr um Machtfragen denn um Bekenntnisfragen.

Die Reformatoren fragten deshalb ganz deutlich danach, was denn die Kirche sei. In der Augsburger Konfession, dem Urbekenntnis der evangelischen Kirche, können wir lesen: *„Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden. Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche...“*

Und doch braucht die Kirche über diese Grundlage hinaus ein Gerüst, eine Ordnung, sie benötigt auch Finanzen und Gebäude. Deshalb die weitere Verflechtung auch der evangelischen Kirche mit den damaligen Mächtigen. „Cuius regio, eius religio“ war lange für die deutschen Lande prägend – auch für Mecklenburg und Vorpommern. Wer da nicht reinpasste, musste

auswandern, wie die Hugenotten oder die Salzburger Exulanten.

Deshalb war der nächste tiefe Einschnitt die Trennung von Staat und Kirche im Jahr 1918. Dies reichte über die Weimarer Republik und die Nazizeit, im Osten dann in die Zeit des Staatssozialismus. Nach langen Jahren der Auseinandersetzung wurde unter der Formel „Kirche im Sozialismus“ nach einem Weg gesucht, der ein Miteinander ermöglichen sollte. Ein Weg, der die Belastung der einzelnen Christenmenschen in ihrer Bekenntnistreue nicht zu sehr erhöhen sollte. Die unterschiedliche Auslegung dieses Slogans war ja auch schon zwischen Mecklenburg und Vorpommern zu spüren und harnte wohl auch heute noch der Aufarbeitung oder Auseinandersetzung.

- Heutige Beschreibung

Die Kirchen als Gebäude sind in Deutschland und auch in Mecklenburg-Vorpommern in einem früher nie gekannten Ausmaß in Ordnung. Renoviert und restauriert mit kirchlichen und staatlichen Mitteln, mit unzähligen Spenden und dem auch unvorstellbaren Einsatz von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen; von Kirchenmitgliedern und Nichtmitgliedern, denen ihre Kirche im Dorf oder in ihrer Stadt wichtig ist.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind trotz aller Unsicherheiten, die durch Strukturreformen-Dauerschleifen entstehen, so gut bezahlt und sozial abgesichert, wie fast nie in der Kirchengeschichte.

Der Güstrower Vertrag, der Staats-Kirchen-Vertrag zwischen dem Land Mecklenburg-Vorpommern und der Evangelisch-Lutherischen Kirche Mecklenburgs und der Pommerschen Evangelischen Kirche von 1994 brachte zusätzliche Sicherheit und wurde durch das Zusatzprotokoll von 2009 auch auf die Nordkirche übertragen. Darin werden viele Themen behandelt,

wie der Religionsunterricht, die Theologie an den Universitäten, finanzielle Beziehungen, Vermögen, Friedhöfe und noch anderes.

Alles (ich zitiere / abgedruckt)

- *im Respekt vor der Religions- und Glaubensfreiheit des Einzelnen und in Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Kirchen;*
- *im Bewusstsein der Unterschiedlichkeit des geistlichen Auftrages der Kirchen und der weltlichen Aufgaben des Staates;;*
- *in der Überzeugung, dass die Trennung von Staat und Kirche gleichermaßen Distanz und Kooperation gebietet;*
- *in Würdigung der Bedeutung, die christlicher Glaube, kirchliches Leben und diakonischer Dienst auch im religiös neutralen Staat für das Gemeinwohl und den Gemeinsinn der Bürger haben.*

Und doch haben wir es auch mit einem Rückgang der Mitgliederzahlen zu tun, der in der Geschichte seinesgleichen sucht. Dass es Parteien und manchem Verein ähnlich ergeht, tröstet nicht unbedingt. Die einen freuen sich sogar über eine kleine, vermeintlich bekenntnistreue Kerngemeinde und möchten lieber heute als morgen den Freikirchen ähnliche Strukturen. Die anderen bedauern und betauern den schwindenden Einfluss, die weniger werdenden Mitglieder und den damit verbundenen Rückzug der Kirche aus manchen Arbeitsbereichen und auch schon aus mancher Fläche im Land.

Freiwilligkeitskirche oder Volkskirche?

Dietrich Bonhoeffer hat diesen Unterschied schon in seiner Dissertation 1927 aufgegriffen (Zitat / abgedruckt): „*Dieses Reich Christi oder die Kirche ist uns nun aber in konkreter geschichtlicher Gestalt gegenwärtig und zwar in der Weise, dass mit Mitläufern gerechnet werden muss, mit anderen Worten, als **Volkskirche**, nicht als Freiwilligkeitskirche. Wie kann eine Kirche, die als menschliche Gemeinschaft ihrem Wesen nach Willensgemeinschaft ist, zugleich Volkskirche sein? ... Die sanctorum communio greift mit der Predigt des Wortes, das sie trägt – in beiderlei Sinne –, über sich selbst hinaus und*

wendet sich an alle, die auch nur der Möglichkeit nach zu ihr gehören könnten, und das liegt in ihrem Wesen... Der zweite Grund für die Volkskirche ist, dass hier noch nicht zwischen Unkraut und Weizen geschieden werden kann, was vielmehr erst am Jüngsten Tag offenbart werden wird, hier aber nur in Verhüllung vorbereitet wird.“

Volkskirche ist also hier keine Frage der Zahlen, sondern der Einstellung und auch des Anspruchs. Nicht ein hochfahrender Anspruch, für alle und über alles zu reden, aber ein Anspruch für alle da zu sein und mit allen zu rechnen.

Dazu gehören die strukturschwachen Gebiete in der weiten Fläche dieses schönen Landes. Wenn wir weiter Volkskirche bleiben wollen, was ich einfach voraussetze, dann müssen wir uns hier kreativ engagieren. Wir müssen der Kreativität einzelner Ortsgemeinden nichts entgegensetzen, sondern sie darin unterstützen.

Dazu gehört auch die prosperierende Küstenregion mit ihren Hafenstädten und Urlaubergebieten. Hier gestaltet sich das Leben der Volkskirche etwas anders. Es gibt mehr Bewegung in der Bevölkerung und in den Gemeinden, ein ausdifferenzierteres Gemeinwesen, Menschen, die sich nicht kennen oder zum ersten Mal begegnen. Und doch bleibt der Anspruch bestehen, sich auch hier der Einzelnen, dem Einzelnen zuzuwenden. Dass Touristen nicht als Störung sondern als Bereicherung angesehen werden. Im Urlaub werden wir ja selbst in anderen Regionen zu Touristen – und wollen als solche ernstgenommen werden.

Kirche ist als Volkskirche Beheimatung und gleichzeitig immer wieder neue Ansprechpartnerin.

2. Bekenntnis damals und heute

- Biblische Anklänge

Ein alter Hymnus im Philipperbrief endet folgendermaßen: „*Dass alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.*“

Zigmal kommen solche Bekenntnisse im Neuen Testament vor. Oft theologisch ausgeformt, wie in den Briefen. Aber auch sehr persönliche Bekenntnisse, wie das des ersten Märtyrers Stephanus, oder das bei der Bekehrung des Saulus und die Bekenntnisse der anderen Apostel. Die Apokalypse erinnert in ihren eindrücklichen Bildern daran, welcher Konsequenz im Handeln es bedarf, um das Bekenntnis zu *dem Christus* aufrechtzuerhalten. Und wie bitter nötig die Welt dieses braucht.

- Geschichtliche Entwicklungen

Nach langen Jahren der Obrigkeitskirche trat in der Reformation auch das persönliche Bekenntnis, die persönliche Erfahrung mit dem Glauben und der Heiligen Schrift immer mehr in den Mittelpunkt. Das „*Solus Christus*“ könnten wir heute vielleicht sogar mit „*Christus, die Mitte*“ übertragen. Mein persönliches Bekenntnis – eingebettet in eine christliche Gemeinschaft.

Es gab seit der Reformation evangelische Bildung, die den Umgang mit der Schrift und damit solch ein Bekenntnis erst ermöglicht. Um des evangelischen Bekenntnisses willen mussten, wie ich schon erwähnte, Menschen mit Bedrohung und Bedrängnis rechnen. Viele mussten deshalb ihre Heimat verlassen. Salzburger Christen wegen des Besitzes einer eigenen Bibel. Französische Hugenotten wegen ihres protestantischen Bekenntnisses, welches ihnen sogar zuvor erst in scheinbarer Freiheit

zugesichert wurde.

In Friedrichstadt in Schleswig-Holstein, der von verfolgten „Remonstranten“ gegründeten Stadt der Toleranz und wohl auch der christlichen Freiheit, kann man Auswirkungen in Bezug auf den toleranten und verantwortungsvollen Umgang miteinander fast noch heute erspüren. Ein protestantisches Erbe, welches in Kirche und Gemeinwesen auch heute noch eine hohe Strahlkraft besitzt.

- Heutige Formen

Auch heute bleibt ein eigenes, persönliches Bekenntnis eine Herausforderung. Ich weiß, dass das mir, als Pfarrer nicht schwerfallen sollte. Ich werde sozusagen als „Berufschrist“ wahrgenommen. Ich weiß aber noch aus meiner Zeit als Baufacharbeiter und während der Armeezeit, wie herausfordernd es in einem solchen gesellschaftlichen Umfeld ist, seinen Glauben zu bekennen, in welcher Form auch immer.

Nach 1989 begegnete mir als Pfarrer oft der Satz: *„Herr Pfarrer, Sie wissen doch, wir konnten nicht anders.“* Damit war dann meistens der Kirchenaustritt gemeint und scheinbar gerechtfertigt. Dieser schien für viele notwendig zu sein, um persönlichen Nachteilen zu entgehen. Ich überlegte dann oft, ob die Bedrohung wirklich so groß war, eine Abkehr vom Bekenntnis, was ja dem Kirchenaustritt gleichkam, zu rechtfertigen. Selten habe ich das dann ausgesprochen. Aber, was machen wir dann unter viel größerem Druck, dem ja viele Christinnen und Christen auf der Welt auch heute ausgesetzt sind? Die auch heute in ökumenischer Weite unserer Hilfe bedürfen?

Bei uns wächst mehr ein moralischer, intellektueller, gesellschaftlicher Druck der Rechtfertigung, wenn wir „noch“ in der Kirche sind. Dem müssen wir etwas entgegensetzen können. Dazu bedarf es der inneren und äußeren

Stärkung und Vergewisserung der einzelnen Christinnen und Christen. Auch heute durch evangelische Bildung die Grundlagen des Glaubens stärken.

Auch heute Beheimatung im eigenen persönlichen Umfeld, in der Kirchengemeinde, auch im Kirchenkreis oder auch der Landeskirche bieten, die mich persönlich stärkt und trägt.

Im Sprengel Mecklenburg und Pommern der Nordkirche können wir ja unser Bekenntnis besonders prüfen. Eine Kirche mit uniertem Bekenntnis in Vorpommern, welches ich aus meiner ehemaligen Landeskirche, der nun auch „ehemaligen“ Kirchenprovinz Sachsen her kenne. Und eine Kirche mit lutherischem Bekenntnis in Mecklenburg, welches ich nun in meiner jetzigen Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens lebe. Beide norddeutschen Kirchen sind seit 2012 mit der Nordelbischen Kirche in einer Landeskirche verbunden. Beide auch in einem Sprengel, der nun auch personell noch mehr zusammenwachsen soll und wird. Ob viele Gemeindeglieder noch etwas mit dem Unterschied in diesen evangelischen Bekenntnissen anzufangen wissen, sei dahingestellt. Ich denke aber, dass aus beiden Bekenntnistraditionen Gutes aufgenommen werden kann, ohne das Bekenntnis zu „verwässern“. Ich habe die liturgische Kompetenz und auch bekenntnistreue Klarheit in Sachsen schätzen gelernt. Ich achte aus meinen früheren Erfahrungen die größere Diskursfreude und die modernere Ausrichtung an der Gegenwart in den unierten Kirchen. Über die Confessio Augustana auch wenigstens bis hin zur Barmer Erklärung blicken – und noch darüber hinaus. Vielleicht liegt hier noch einige Arbeit, einiger Diskurs in Mecklenburg-Vorpommern vor uns. Vielleicht ist er aber schon so weit gediehen, dass man ihn in der heutigen Zeit einfach fruchtbar werden lassen kann. Auch hier gilt gut biblisch „Prüfet alles, das Gute bewahrt“. Eine gute Voraussetzung für ein gutes christliches Bekenntnis für unsere Zeit.

3. Gesellschaftliche Verantwortung

- Jesuswort

Vor drei Wochen stand ich gemeinsam mit meiner Frau in der Dresdner Gemäldegalerie vor dem wunderbaren Bild von Tizian „Der Zinsgroschen“. Ein Pharisäer versucht, Jesus einen Groschen zu übergeben, und raunt ihm von der Seite her ins Ohr: *„Ist's recht, dass man dem Kaiser Steuern zahlt oder nicht?“* Und Jesus antwortet mit dem berühmt gewordenen Wort: *„So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“*

- Historische Grundlagen

Jahrhunderte lang wurde das Wort zur Legitimierung von staatlicher Gewalt genutzt. In Luthers Schrift: *„Von der Freiheit eines Christenmenschen“* wird besonders die Freiheit in Glaubensdingen betont – und gleichzeitig die Unterwerfung unter die staatliche Ordnung. *„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“* Die Freiheit in Glaubensdingen war damals eine Revolution. Sie war ja auch eine Grundlage des reformatorischen Denkens. Sie sollte aber gleichzeitig die staatliche Ordnung und die Verantwortung für den Nächsten nicht aufheben. Lange Jahrhunderte hat das wiederum zu einer Verfestigung staatlicher Gewalt und wohl auch zu einem Untertanengeist geführt, der der Gesellschaft nicht immer nur gut getan hat. Ein Zitat vom Anfang des vergangenen Jahrhunderts:

„Im Ersten Weltkrieg war die Perikope (vom Zinsgroschen) bei Feldpredigern beider Konfessionen beliebt. Das Bild des Kaisers auf dem Denar wurde zum Bild des friedfertigsten Herrschers, das im Herzen aller deutschen Soldaten

lebt'...“

Gesellschaftliche Verantwortung als Unterwerfung unter ein staatliches System – bis hin zum Krieg? Oder auch im Widerstand dazu ausgeformt?

- Gegenwärtige Ausformungen

Nach den politischen und auch religiösen und kirchlichen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts entstand eine andere Form von gesellschaftlicher Verantwortung innerhalb der Kirchen und der einzelnen Christenmenschen. Das Stuttgarter Schuldbekenntnis von 1945 war aus meiner Sicht ein Auslöser dafür. Auf einem manchmal schmerzlichen Weg bekannte sich die Kirche zu ihrer eigenen Verantwortung für die Geschehnisse, da sie ihre Verantwortung für den Nächsten oft nicht genug wahrnahm.

Sie bekannte sich bald darauf auch zu den Menschenrechten, fast als schöpungsgegeben. Für uns heute manchmal unbegreiflich, dass dieses jahrzehntelang zuvor nicht der Fall war.

Wir bekennen uns heute zur Demokratie und wollen sie schützen. Fast unvorstellbar, dass viele evangelische Pfarrer und Theologen dies in der Weimarer Republik nicht taten. Zum Glück hat sich das auch innerkirchlich geändert. Denn nach der friedlichen Revolution konnte in Ostdeutschland schon auf die demokratischen Erfahrungen von Gemeindekirchenräten und Synoden zurückgegriffen werden. Menschen hatten gerade dort, in dieser vermeintlichen Nische, gelernt, sich frei auszudrücken und demokratisches Handeln zu gestalten und auszuhalten und als eine Bereicherung zu erfahren.

- Evangelische Bildung und Friedensethik

Vor einigen Jahren bin ich zum Vorsitzenden eines Vereins gewählt worden,

welcher die Trägerschaft für ein evangelisches Schulzentrum auf dem Land innehatte. Aus *einem* geplanten Jahr sind dann sechs Jahre geworden. Zuvor war ich der Meinung, dass Kinder aus christlichen Elternhäusern in öffentlichen Schulen gut aufgehoben sind, auch, weil sie gerade dort, wenn sie stark genug sind, christlichen Glauben vorleben können. Auch unsere drei Töchter sind auf normale öffentliche Schulen gegangen. Ich habe aber hinzugelernt, dass wir in evangelischen Schulzentren auch exemplarisch gute Bildung betreiben können. Dass wir evangelisches Verständnis fördern und auch moderne Bildungsansätze ausprobieren können. Wir haben dann gemerkt, dass das wiederum öffentliche Schulen anspornt – fast wie in einem positiven Wettbewerb, auch im ländlichen Raum.

Jetzt bin ich verantwortlich für ein großes Gymnasium, in dem es um Bildung auf höchstem Niveau, aber auch um die Absprachen für die individuelle Bildung der Sänger des Kreuzchores in diesem Organismus geht.

Die Evangelische Jugend ist ein Bildungsträger, der christliche Kinder und Jugendliche stärkt und der gleichzeitig für andere offen ist. Viele von uns wurden auf Konfirmanden- und Jugendfreizeiten geprägt. Wir hatten Vorbilder, denen wir in persönlichen und in Glaubensfragen folgen konnten. Und damit für den Alltag gestärkt wurden. Jugendliche können dort erfahren, dass Jesus sie liebt – so wie sie gerade heute sind, oft in einer persönlichen Umbruchphase.

Deshalb entwickeln wir gerade konkret die Vorbereitungen für den Bau einer Jugendkirche in Dresden, die in eine Kirchenruine eingebaut werden soll – mit viel Glas – nach außen offen. Dass junge Menschen in den Wirren unserer Zeit eine Beheimatung finden, die sie im Glauben so stärkt, dass sie frohe Christenmenschen bleiben können. Moderne evangelische Bildung auf Grundlage der Reformation.

Ich denke, dass solches ebenso in Mecklenburg-Vorpommern vorhanden ist, aber auch gleichzeitig kreativ weiter ausgebaut werden kann und von der ganzen großen Kirche immer wieder unterstützt werden sollte.

Auf friedensethischem Gebiet erwartet die Gesellschaft klare Aussagen von uns. In Dresden wird im Herbst 2019 die EKD-Synode unter dem Thema Frieden stattfinden. Wir wollen aber auch schon die Frühjahrstagung unserer Kirchenbezirkssynode unter dieses Thema stellen. Wir wollen damit auch Impulse setzen, die öffentlich diskutiert werden; Impulse, die in die Gemeinden ausstrahlen. In evangelischen Schulen und der evangelischen Jugend können wir ein darauf fußendes konfliktlösendes Handeln lehren und lernen.

- Kirche im öffentlichen Raum / Diakonie

Wir sind *da (!)* – überall; fast in jedem Dorf; in jeder Stadt. Überall steht eine Kirche im Zentrum. Oft *der* Identifikationspunkt. Meistens in gutem Zustand – aber oft geschlossen. „Den Schlüssel können Sie abholen bei Familie Maier in der Mühlgasse 23...“, die ich dann manchmal nicht finden kann... Als ich im vergangenen Herbst auf einer Dienstreise war, habe ich mit einem Pfarrer der Nordkirche etwas gesponnen.

„*Der Kirchenbäcker von Prestow*“ haben wir das Traum-Projekt genannt. Ein Dorf, in dem es neben den Wohnhäusern nur noch die Kirche und das Pfarrhaus – vielleicht ohne Pfarrer gibt. Die Kirchengemeinde schiebt an, dass es im Dorf eine genossenschaftliche Initiative geben wird, die einen kleinen Bäckerladen mit weiterem Service – vielleicht an der Kirche oder im Pfarrhaus unterhält. Wieder einen Kommunikationsort haben. Wieder im Zentrum des Dorfes. Und alle haben etwas davon. Manche überwinden damit vielleicht nach Jahrzehnten einmal die Schwelle zu einem kirchlichen

Gebäude.

Auch Diakonie im umfassenden Sinn macht Kirche im öffentlichen Raum erlebbar. Sie kennen das selbst in Ihrer Nähe. Und damit meine ich nicht nur die professionelle Diakonie, sondern immer wieder und immer mehr die Diakonie des einzelnen Christen, der einzelnen Christin und der Gemeinde vor Ort. Wenn wir nicht selbst die Handelnden sind, wird es ein getrenntes Bild nach außen bleiben. Die Verantwortung hat aber jeder Einzelne von uns. Trotzdem sind wir dankbar für das, was in allen diakonischen Einrichtungen an professioneller Hilfe geschieht. Der Einsatz für soziale Gerechtigkeit muss als Grundanliegen der Kirche erkennbar bleiben. Dazu zählen neben vielem anderen die Armutsbekämpfung auf allen Ebenen und der bezahlbare Wohnraum für Familien und Rentner für die Zukunft. „Kirche muss diakonischer und Diakonie muss kirchlicher sein.“ Vor Ort kann jedes Pfarramt auch gleichzeitig ein kompetenter diakonischer Ansprechpartner sein oder werden.

Kirchenmusik hat auch heute einen hohen Stellenwert im öffentlichen Raum. Die musizierende Gemeinde ist die innere Stärkung und gleichzeitig ein Aushängeschild. Kirchengebäude, in denen es fröhlich klingt, wirken lebendig. Kirche, die wir auch für ansprechende Musik anderen zur Verfügung stellen; dann aber in einer freundlichen Begrüßung darauf aufmerksam machen, was es mit dem Gebäude und dem darin gelebten Glauben auf sich hat. Und eine Pröpstin oder ein Bischof ist immer einmal vor Ort mit dabei. Wieviel ich noch selbst in einem Posaunenchor oder einem Oratorienchor musizieren werde können, wird sich in den ersten Monaten erweisen. Dies hat sich im Superintendentenamt auch erst mit der Zeit gezeigt.

Die Städte und besonders die Küstenregion sind da anders aufgestellt als die dörflichen Regionen. Und sie sind anders gefordert. Aber auch dort gilt, dass

wir uns nicht zu verstecken brauchen. Dass wir mit unseren Pfunden wuchern, sie nicht in der Erde vergraben. Wir können gute Medienarbeit auch in Rundfunk und Fernsehen gestalten. Wir können Krankenhaus- und Gefängnisseelsorge stärken ohne die Ortsgemeinden zu schwächen oder dies gegeneinander auszuspielen. Und das mit einem fröhlichen Glauben und einer kreativen Landeskirche im Rücken als Beheimatung – und der Kirche mitten im Dorf.

- Kirche im gesellschaftlichen Diskurs

Erinnern Sie sich noch? „Kirche der Freiheit“ – das Impulspapier der EKD im Jahr 2006 zu einem Zukunftsprozess für die Evangelische Kirche.

Leuchttürme sollten entstehen. Es sind heute wohl auch einige vorhanden.

Vielleicht nicht so viele, wie erwartet. Aber – wir kamen mit anderen ins

Gespräch. Es wurde diskutiert, auch wenn es manchmal sehr kritisch war.

Ähnlich erging es uns mit der Reformationsdekade. Ich habe im Nachgang

manchen Hohn und Spott und auch fundierte Kritik gehört. Und doch haben

die zehn Jahre mit ihren je eigenen Themen auch die gesamte Gesellschaft

geprägt. Sie haben Reformation erlebbar gemacht. Die einzelnen Jahre

waren auch Bildungsjahre über die Reformation damals und über die

Bearbeitung ihrer Themen heute. An der Küste z.B. ganz anders als im

sächsischen Raum. Auch in der Ökumene hat es zum Glück eher eine

positive, zukunftsweisende Rolle gespielt. In der Ökumene mit unseren

römisch-katholischen Geschwistern, mit denen es vor Ort oft einfacher ist als

auf den anderen Ebenen. Und in der weltweiten Ökumene, bei der wir auch

wieder stärker unsere eigene Verantwortung für das Zusammenleben aller

Christinnen und Christen in den Blick genommen haben. Und dies hat uns

vielleicht auch ermutigt, weiter im je eigenen öffentlichen Raum präsent zu

bleiben. Mit unseren klaren Stellungen – und manchmal auch als differenzierende Moderatoren. In Dresden gab es 2016/2017 große Podien und Diskussionsreihen in Kirchen zu den uns bewegenden politischen Themen und scheinbaren Verwerfungen. Ich habe mit dem Dresdner Oberbürgermeister in der Hoch-Zeit der Pegida-Diskussionen ein halbes Jahr lang große moderierte Gespräche in der Kreuzkirche durchgeführt. Und wenn es vielleicht das einzige Ergebnis war: Wir sind während und besonders nach den Veranstaltungen mit Menschen ins Gespräch gekommen, denen wir sonst fast nie begegnen. Und es ist ein Vertrauen zwischen Kommune und evangelischer Kirche gewachsen, welches auch heute noch trägt. Wir müssen uns immer wieder Partner suchen, um auch heute eine menschliche Gesellschaft zu gestalten und zu stärken.

Gleichzeitig haben wir als evangelische Christinnen und Christen einen Visionsprozess in Gang gehalten, in dem es um „Evangelisch in Dresden im Jahr 2025“ geht. In den vier Bereichen Gottesdienst, Kirchenmusik, Bildung und Diakonie. Und damit ging es immer wieder um die Stärkung der einzelnen Christin, des einzelnen Christen vor Ort. Das sind Erfahrungen, die auf der einen Seite in den größeren Städten von Mecklenburg-Vorpommern auch umsetzbar sein könnten. Andererseits benötigen wir auch im ländlichen Raum Visionen, die uns über die kommenden Jahre tragen.

- Nachwort

„Früher war alles besser“ – stimmt nicht. „In Zukunft wird alles besser“ – stimmt auch nicht. Aber wir haben eine fröhliche Hoffnung, die uns beflügeln kann. Die wir auch mit unserem täglichen, manchmal mühsamen Leben verbinden können. Während der kurzen Zeit der Bibellese am Morgen oder am Abend. Beim kurzen Gebet zwischendurch oder im Gottesdienst der Gemeinde. Eine Hoffnung, die wir hoffentlich auch an anderen

Sperrfrist: Mittwoch, 6. Februar 2019, 20 Uhr

Christenmenschen erleben können, und die wir so in Kirche und Gesellschaft erlebbar machen.

Manchmal bedarf es dazu einer Anstrengung, wie es Willy Brandt für die Demokratie formulierte: *„Die demokratische Ordnung braucht außerordentliche Geduld beim Zuhören und außerordentliche Anstrengung beim gegenseitigen Verstehen.“*

Und dann ist doch auch alles wiederum ein Geschenk. Für den christlichen Glauben und unsere Kirche würde ich da noch Hoffnung, Zuversicht und Freude in unserer Zeit – und auf die Ewigkeit hinzusetzen.

Ich danke Ihnen für *Ihre* Zeit und *Ihre* Geduld!